



Hans Günter Kortmann

Beinahe Mord ...

4

Tim Treis

Keine Kooperation mehr mit Schnecken ...

34

Carina

Traumatische Erinnerungen

66

Yusuf Mutlu

Alles andere als glücklich

96



Hans Günter Kortmann

Beinahe Mord ...

Das mit einigen Patronen gefüllte Magazin des Sturmgewehrs legte ich auf den Wohnzimmertisch – wohl wissend um die Provokation. Eine Schale mit Süßigkeiten und Salzstangen stellte ich dazu, sowie zwei Gläser und einige Getränke.

An diesem Abend erwartete ich Besuch von einem Mann, den ich vor einigen Wochen als Versicherungsvertreter kennengelernt hatte. Dabei hatte sich ein Gespräch entwickelt, das in meinem Leben einiges durcheinanderwirbelte. Wovon er aber nichts ahnen konnte ...

Bei diesem Treffen wollte ich ihm aus meinem Leben und auch von meinen Problemen erzählen. Und ich wollte ihn einweihen in die entscheidende Rolle, die er selbst in diesem Drama gespielt hatte, ohne es zu wissen. Eine leichte Unsicherheit beschlich mich, ob es richtig war, das Magazin mit der Munition so offen auf dem Tisch liegen zu lassen – aber da klingelte es schon. Mit schnellen Schritten und klopfendem Herzen ging ich zur Tür und öffnete sie.

Mein Besuch war da.

»Hallo Jürgen, schön, dass du gekommen bist!«

Die Begrüßung war sehr herzlich, denn in den vergangenen Wochen waren wir uns nähergekommen. Im Wohnzimmer angekommen, nahm er in einem Sessel Platz. Bald entstand eine angeregte Unterhaltung.

»Kommst du klar? Hast du Hilfe für deine beiden Kinder?«
Noch ehe ich auf seine Frage eingehen konnte, entdeckte



er das Magazin und stand auf, um es vom Tisch zu nehmen. Er las die eingravierte Aufschrift »Heckler & Koch«, sah ziemlich irritiert auf und sagte: »Das ist das Magazin von einem Sturmgewehr – die Munition sieht echt aus!«

»Richtig«, bestätigte ich. »Es stammt von einem G3-Gewehr der Bundeswehr!«

»Du machst mir Angst, mach keine Dummheiten! Wie kommst du überhaupt in den Besitz dieser Sachen? Allein mit dem Besitz machst du dich strafbar!«

»Ja, Jürgen, ich weiß. In dem Zusammenhang möchte ich dir sagen, dass ich nicht mehr im Besitz dieser Waffe bin, und will dir erzählen, wie es dazu gekommen ist.«

Folgenschweres Andenken

Bremen war die Stadt, in der ich im September 1958 geboren wurde. In dieser Zeit bauten meine Eltern dort ein Wohn- und Geschäftshaus. Nach der Fertigstellung eröffneten sie ein Geschäft mit Tapeten und Bodenbelägen. Da meine Eltern keine weiteren Kinder bekamen, blieb ich ein Einzelkind. Ich erlebte eine recht glückliche Kindheit, meine Eltern waren finanziell unabhängig und so konnten wir uns im bescheidenen Umfang einiges leisten. Ein Wohnwagen wurde gekauft und regelmäßige Urlaubsfahrten in den Sommerferien unternommen. So waren wir als Familie recht zufrieden.

Wie es meistens so ist, wenn zusätzlich auch noch eine Großmutter mit unter einem Dach wohnt, entwickeln die Kinder ziemlich bald eine Strategie, die Autorität der Eltern mithilfe der Großeltern auszuhebeln. Diesen Erfolg konnte auch ich bis fast ins Erwachsenenalter verbuchen und daher wuchs ich als ein leicht verwöhntes Einzelkind auf.

Nach Abschluss der Schule begann ich in Bremen eine Berufsausbildung als Raumausstatter und 1978 konnte ich

dann im elterlichen Betrieb meine Arbeit antreten. Doch bereits kurze Zeit später kam die Einberufung zur Bundeswehr. In der schönen Lüneburger Heide musste ich 15 Monate lang meinen Wehrdienst in einer Panzerbrigade absolvieren.

Eine Woche während dieser Zeit hatte für mein späteres Leben entscheidende Folgen: Die gesamte Brigade verbrachte eine Woche auf dem Übungsplatz wegen diverser Schießübungen. Im Pistolen-Schießen hatte ich absolut keinen Erfolg, aber ich hatte mir fest vorgenommen, beim Schießen mit dem G3-Sturmgewehr auf bewegliche Ziele diese Blamage wiedergutzumachen, zumal ich in der Vergangenheit oft bewiesen hatte, dass ich mit dieser Waffe einer der treffsichersten Schützen unserer Kompanie war.

Jeder Schütze hatte ein Magazin mit 20 Schuss zur Verfügung. Es kam darauf an, aus einem Abstand von etwa 50 bis 100 Metern möglichst viele Figuren, die sich von links nach rechts oder umgekehrt in verschiedenen Geschwindigkeiten bewegten, zu treffen. Es gelang mir an diesem Tag tatsächlich, das beste Tagesergebnis auf der Schießbahn zu erzielen, und so bekam ich dafür als Anerkennung drei Tage Sonderurlaub.

Ein Teil der Kameraden konnte an diesem Tag nicht an der Übung teilnehmen, weil sie noch andere Übungstermine wahrnehmen mussten. Die Folge war, dass die Munition, die für sie eingeplant war, übrig blieb. Weil der Kompaniechef sich nicht eingestehen wollte, dass er das alles schlecht geplant hatte, befahl er, dass die entsprechenden Schießbücher gefälscht und die übrige Munition einfach verballert wurde, damit bei einer Rückgabe keine dummen Fragen gestellt werden konnten.

Da ich meine Waffe schon gereinigt hatte, aber beim »Verballern« der Munition helfen sollte, ließ ich meine Patronen



in den Seitentaschen meines Kampfanzugs verschwinden. Diese Patronen hatte ich dann – sozusagen als Andenken an meine Zeit bei der Bundeswehr – mit nach Hause gebracht.

Martina

Nach meiner Entlassung dauerte es nicht lange, bis ich jemand Interessantes kennenlernte – eine nette junge Frau namens Martina. Mit der Zeit verliebte ich mich in sie und wir heirateten im Jahr 1983. Nach einiger Zeit wurde Martina schwanger und neun Monate später waren wir dankbare Eltern von Zwillingen und freuten uns sehr über unsere beiden Töchter.

Doch schon etwa zwei Monate nach der Geburt der beiden Mädchen zeichnete sich eine beunruhigende Entwicklung ab: Martina nahm enorm an Gewicht zu. Sie meinte schließlich voller Verzweiflung:

»Was soll ich nur machen? Ich nehme fast jede Woche drei Kilo zu, ohne viel zu essen. Das kann es doch wohl nicht sein. Wenn das so weitergeht, passe ich in zwei Monaten nicht mehr durch die Tür!«

Mein wohlmeinender Rat war: »Geh doch mal ins Fitness-Studio, das wird dir bestimmt helfen.«

Woche für Woche ging sie daraufhin ins Fitness-Studio, allerdings ohne Erfolg. Damals meinte sie, dass selbst die Sachen aus der Schwangerschaft ihr inzwischen nicht mehr passen würden.

In der folgenden Zeit ging sie zu verschiedenen Ärzten, die aber alle keine eindeutige Diagnose treffen konnten. Nach einigen Monaten meinte unser Hausarzt: »Vielleicht ist Ihr Problem vom Kopf gesteuert, nach einer Schwangerschaft ist so etwas möglich. Schließlich haben Sie ja auch Zwillinge bekommen!«

Martina hatte Mühe, ihre Fassung nicht ganz zu verlieren, schlug mit der geballten Faust auf den Tisch und rief: »Nun reicht es mir allmählich. Sie sind Arzt, unternehmen Sie endlich etwas; schicken Sie mich zu einem Radiologen oder sonst wohin!«

Darauf meinte der Arzt nachdenklich: »Das mit dem Radiologen wäre tatsächlich eine Möglichkeit. In Bremen ist ein guter Spezialist, bei dem könnte man eine Untersuchung machen lassen.«

In der folgenden Woche suchte Martina den Spezialisten auf, der ihr am Ende der Behandlung dringend riet:

»Fahren Sie sofort nach Hause und machen Sie sich für einen längeren Krankenhaus-Aufenthalt bereit. Ich benachrichtige Ihren Hausarzt, dass er die Einweisung ins Krankenhaus LDW (»Links der Weser«) fertig macht. Ich kann nur so viel sagen, dass Ihr Zustand sehr ernst ist, aber dort im Krankenhaus wird man Ihnen sicher helfen können!«

Dunkle Wolken

Als ich mittags nach Hause kam, stellte ich mit Schrecken fest, dass Martina ihre Taschen schon gepackt hatte. Ich sah ihr an, dass da etwas Schlimmes auf uns zukommen würde, denn in ihrem Gesicht war eine tiefe Besorgnis zu erkennen. Sie schilderte mir, was der Radiologe ihr gesagt hatte.

Das traf mich natürlich zutiefst, denn damit hatte ich überhaupt nicht gerechnet. Ich hatte mir vorgestellt, dass der Arzt nach der Diagnose einige Tabletten verschreiben würde und bald alles wieder seinen gewohnten Gang ginge.

Wenige Sekunden später klingelte das Telefon und die Hausarztpraxis meldete sich, um mitzuteilen, dass die Überweisungspapiere bereitlägen. Es wurde mir gesagt, ich solle die Papiere für die Klinik persönlich abholen und einen Ge-



sprächstermin mit dem Arzt abstimmen. Er müsse sich dringend mit mir unterhalten.

Mein Herz begann heftig zu klopfen, ich wurde sehr unruhig und spürte, dass dunkle Wolken über uns allen aufzogen, die unser ganzes Leben einhüllen würden.

Nachdem ich Martina ins Krankenhaus gefahren hatte und die Aufnahmeformalitäten abgeschlossen waren, wurde sie in die Chirurgische Abteilung aufgenommen.

Auf dem Heimweg versuchte ich meine Unruhe zu verdrängen, aber der Gesprächstermin beim Hausarzt lag mir schwer im Magen. Zwei Stunden später saß ich bei ihm im Behandlungsraum. Die letzten Patienten und die Arzthelferinnen hatten die Praxis schon verlassen, es war 19:30 Uhr.

»So«, meinte er, »jetzt können wir uns in Ruhe über Ihre Frau unterhalten.« Er öffnete eine Schranktür und holte zwei Cognac-Gläser und eine Flasche Cognac heraus.

»Möchten Sie auch ein Glas?«

»Nein danke, ich möchte nichts.«

»Sie werden nachher einen gebrauchen können«, meinte er und schenkte mir trotzdem ein Glas ein.

»Ich kenne Ihre Frau von Kindheit an, auch Ihre Schwiegereltern. Das, was ich Ihnen sagen muss, fällt mir wirklich schwer: Ihre Frau ist krank, sehr schwer krank! Ich kann Ihnen nur den dringenden Rat geben, von einer medizinischen Behandlung Abstand zu nehmen. Sie hat Krebs im fortgeschrittenen Stadium, die Lebenserwartung beträgt nur noch ein bis zwei Wochen. Der Professor in der Chirurgischen Abteilung ist der gleichen Ansicht.«

Ich fühlte mich wie vor den Kopf gestoßen und in mir stiegen Wut und Verzweiflung auf. Wut, weil dieser Mann meiner Meinung nach vor einigen Wochen die Krankheit von Martina nicht recht ernst genommen hatte. Verzweiflung, weil wir uns kampfflos diesem Schicksal ergeben sollten.

Ich stand in Gefahr, die Kontrolle über meine Sinne zu verlieren, und mit fast zugeschnürter Kehle stammelte ich:

»Das kann doch nicht sein. Vor einigen Tagen haben Sie doch etwas ganz anderes gesagt – es sei ein psychisches Problem. Ich kann es nicht fassen!«

»Es ist ein sehr schwerer Fall. Glauben Sie mir, zumal Ihre Frau noch jung und Mutter von Zwillingen ist. Jeder Mediziner wird bemüht sein, Ihrer Frau zu helfen und das Blatt zu wenden. Aber das ist vollkommen ausgeschlossen. Operativ ist hier nichts mehr zu machen und Chemotherapie und Bestrahlung wird auch nicht helfen. Machen Sie sich mit dem Gedanken vertraut, dass es nur noch Sinn macht, schmerzstillende Maßnahmen zu ergreifen, um bis zum Schluss einen einigermaßen guten Lebensstandard zu erhalten.«

»Niemals!«, erwiderte ich, »niemals werde ich mich damit abfinden. Ich werde morgen mit dem Professor in der Chirurgie sprechen und wir werden alle Möglichkeiten ausschöpfen und nichts unversucht lassen, damit Martina wieder gesund wird. Ich hoffe auf ein Wunder.«

Der Arzt verabschiedete mich mit der Zusicherung, dass er zu jeder Zeit für mich da sei, wenn Hilfe und Rat gebraucht würden.

Mit viel Mühe gelang es uns, eine Behandlungsmöglichkeit in der Abteilung von Professor Pichelmayr an der Medizinischen Hochschule in Hannover zu bekommen. Dieser Arzt war der erste Mediziner in Deutschland, der eine Lebertransplantation durchgeführt hatte. Er nahm sich ganz persönlich unserer Sache an, forderte Kollegen aus ganz Deutschland an und machte uns Hoffnung auf einen guten Ausgang.

Die folgende Operation dauerte fast acht Stunden. Alle Tumore wurden entfernt, bis auf zwei Metastasen in der Lunge, die operativ nicht erreichbar waren. Die Blutverluste während der Operation waren sehr hoch und weitere Pro-



bleme stellten den Erfolg der Operation immer wieder infrage. Martinas Herz blieb wiederholt stehen und die Ärzte mussten sie oft reanimieren. Aber schließlich stabilisierte sich ihr Zustand, sodass sie auf die Intensivstation verlegt werden konnte.

Nach der geglückten Operation, als Martina wieder sprechen konnte, versuchte sie mir zu erklären, was sie in der Zeit erlebt hatte, als sie während der Operation in diesem kritischen Zustand zwischen Leben und Tod war. Sie sagte, es sei ein schönes Erlebnis gewesen. Leicht und unbeschwert hätte sie sich gefühlt und ihren Körper auf dem Tisch liegen sehen, von den Ärzten umgeben. Eine Stimme habe aber dann zu ihr gesagt: »Geh schnell zurück, beeile dich, deine Zeit ist noch nicht da!«

Während ich meinte, es sei sicher nur ein Traum gewesen, hielt sie ihre Erfahrung für real. Auch ein Arzt, der schon oft mit Patienten gesprochen hatte, die ähnliche Situationen erlebten, meinte zu mir, dass es Grenzbereiche gebe, die man wissenschaftlich nicht beweisen, aber auch nicht widerlegen könne. Er würde das schon für möglich halten.

Hoffnung

Für mich war das ein neuer Gedanke und ich begann mir in der folgenden Zeit Bücher zu diesen Themen auszuleihen. Das schaffte mir in den sorgenvollen und schlaflosen Nächten etwas Ablenkung.

Durch das Lesen der Bücher von Elisabeth Kübler-Ross und weiteren Büchern von esoterischen Autoren wurde mir klar, dass unsere materielle Welt von einer weiteren Dimension umgeben oder durchdrungen sein muss, die nicht mit Händen greifbar ist. Auch durch das Lesen verschiedener Bücher von Hahnemann und Rudolf Steiner wie auch durch Bücher über

den Zen-Buddhismus schien es mir möglich zu sein, dass man die materielle Welt durch die geistige Dimension beeinflussen kann. So eignete ich mir in dieser Zeit der einsamen Nächte Kenntnisse über diese fragwürdigen alternativen Geisteswissenschaften an. Sollte also die Schulmedizin einmal versagen, konnte ich diesen Trumpf aus dem Ärmel ziehen.

Während Martina langsam genas, versuchte ich so oft wie möglich bei ihr zu sein. Wir freuten uns über jeden Fortschritt, der zu erkennen war, und während einer Chefarzt-Visite sagte man zu mir:

»Das scheinbar Unmögliche ist eingetreten. Wir können es selber nicht ganz glauben, dass ihre Frau diese schwere Operation so gut überstanden hat. Wir hoffen, dass auch noch die zwei Metastasen durch Chemotherapien eingekapselt werden.«

Etwa in der Zeit zwischen der zweiten und dritten Chemotherapie hatte ich während eines Aufenthalts in der MHH (Medizinische Hochschule Hannover) mit einem jungen Assistenzarzt ein Gespräch betreffs der möglichen Krankheitsursache. Er sagte, dass jeder Krankheitsfall, der hier in der MHH behandelt werde, für die Ursachenforschung und Wissenschaft wichtig sei. Es werde nach Ursachen geforscht, um daraus Studien zu veröffentlichen, damit Krankheiten im Vorfeld vermieden werden können.

Auf meine Frage, ob er oder seine Kollegen schon die Ursache für Martinas Erkrankung erkannt hätten, meinte er, sie würden vermuten, dass sie während der Schwangerschaft ein Medikament auf Hormonbasis bekommen habe, welches die Geburtswehen zwei Monate vor der Entbindung unterdrücken sollte. Nach der Geburt sei es aber wichtig, dass dieses Medikament langsam abgesetzt wird. Darüber seien aber im Mutterpass keinerlei Vermerke zu finden. Daher gingen sie von der Vermutung aus, dass dieses Medikament sofort nach



der Entbindung komplett abgesetzt wurde. Das würde eine mögliche Erklärung dafür sein, dass die Nebennierenrinde gestört wurde. In der Folge hätten sich daraus der Tumor und dann die Metastasen gebildet.

Dieses Gespräch brannte sich tief in mein Gedächtnis ein und ich entwickelte immer mehr Rachegefühle gegen den Arzt, der unbeabsichtigt, aber leichtfertig diesen Fehler begangen hatte.

Der Schock

Wieder einmal waren wir auf dem Weg zur MHH nach Hannover. Martina hatte sich von der letzten Chemotherapie vor 10 Tagen kaum richtig erholt und die Blutwerte, die der Hausarzt durch das Labor ermitteln ließ, deuteten darauf hin, dass es eigentlich unmöglich sei, schon jetzt mit der Weiterbehandlung zu beginnen. Deswegen waren wir gespannt, was uns diesmal in der MHH erwarten würde.

Dort angekommen meldeten wir uns wieder auf der Station, ein Zimmer wurde uns angewiesen, alle Formalitäten erledigt – eine gewisse Routine nach so vielen Monaten der Behandlung. Inzwischen kannten wir das gesamte Pflegepersonal und auch die meisten Ärzte in der Onkologischen Abteilung. So hatte sich in den vergangenen Monaten ein fast freundschaftliches Verhältnis entwickelt.

Nach einer Zeit kam der behandelnde Arzt auf unser Zimmer, um sich mit uns über den weiteren Verlauf der Behandlung abzustimmen. Er meinte, er hätte die Unterlagen des Hausarztes schon durchgearbeitet und hielt eine erneute CT-Untersuchung für nötig, um abschätzen zu können, ob noch weitere Therapien sinnvoll seien.

Noch am selben Tag wurden auch Blutuntersuchungen durchgeführt. Einige Stunden später kam der Arzt wieder auf

das Zimmer. Wir spürten sofort, dass er einen bedrückten Eindruck machte. Schließlich sagte er, dass es gut sei, dass wir noch nicht nach Hause gefahren seien und er sich so mit uns beiden über alles Weitere unterhalten könnte.

Die Ergebnisse der CT-Untersuchung hätten ergeben, dass die letzten Chemotherapien nichts mehr bewirkt hätten. Der körperliche Zustand habe sich in den Wochen nach den Therapien sehr verschlechtert. Neue Metastasen wären in der Leber, an der Wirbelsäule und auch im Kopf zu erkennen. Weitere Chemotherapien seien sinnlos und als Ärzte der MHH müssten sie eingestehen, medizinisch keine Möglichkeiten mehr zu haben, um zu helfen. Er könne nur noch zwei Alternativen anbieten: Einmal, bis auf Weiteres in dieser Klinik zu bleiben, wobei man keine Behandlung anbieten könne, sondern nur Maßnahmen zur Schmerzlinderung ergreifen würde.

Die zweite Möglichkeit sei, in ein Krankenhaus in Nähe der Heimat zu gehen, wo diese Maßnahmen ebenso gut durchgeführt werden könnten. Er erinnerte uns daran, dass wir uns in einer Spezialklinik befänden und wenn man ein Bett frei mache, könne man dadurch einem anderen Patienten vielleicht helfen. Er wolle uns noch eine halbe Stunde allein lassen, damit wir uns in Ruhe überlegen könnten, wofür wir uns entscheiden wollten.

Wir entschieden uns für die zweite Variante und fuhren noch am selben Tag zurück in die heimatnahe Klinik nach Bassum. Während der Fahrt malten wir uns aus, wie der Krankheitsverlauf sich entwickeln könnte. Einen bitteren Vorgeschmack hatte Martina schon vor einigen Wochen bekommen, als sie das erste Mal Schmerzmittel einnehmen musste. Sie meinte unterwegs:

»Wenn die Schmerzen größer werden, dann hilf mir, dass ich dann endlich sterben kann. Sorge bitte dafür, dass ich



nicht mehr aufwache. Vor dem Tod habe ich seit meiner Operation keine Angst mehr.«

Ihre realistische Einschätzung der Situation schockierte und beunruhigte mich sehr und ich fühlte, dass ich dieser Sache nicht mehr gewachsen war und den Boden unter den Füßen verlor.

Die Aufnahme ins Krankenhaus erfolgte noch am selben Tag. Wir waren offensichtlich von dem Arzt aus Hannover angemeldet worden, der bereits den zuständigen Arzt über den Stand der Krankheit informiert hatte. Wir besprachen alle Dinge und Eventualitäten, die uns in der nächsten Zeit bevorstanden. Dabei erwähnten wir auch den Wunsch, dass Martina gerne noch einige Tage, solange es möglich war, zu Hause bei den Kindern sein wollte.

Wie lange das sein konnte, wusste keiner von uns zu sagen. Aber ein Versuch war es alle Male wert und so wurde sie nach zwei Tagen aus der Klinik entlassen. Wir bekamen einen kleinen Vorrat an Schmerz-Medikamenten mit, der für Notfälle reichen sollte.

Es gab Tage und Nächte, die verliefen so ruhig und unauffällig, dass in uns die Hoffnung aufkeimte, alles könnte wieder gut werden. Aber dann kamen Tage, die extrem schlimm und grausam waren. Es tat mir sehr weh, hilflos danebenzustehen und nichts anderes tun zu können, als Schmerz-Medikamente weiterzugeben oder den Notarzt anzurufen. Auch die vermeintlichen Erkenntnisse, die ich durch die Esoterik bekommen hatte, halfen nicht.

Manchmal kam mir der Gedanke, ob es vielleicht doch einen Gott gäbe – den Gott der Bibel, einen Gott, der helfen kann. Aber wenn es ihn gab, warum half er dann einer Mutter nicht, die alles geben würde, um für ihre Kinder da zu sein? Ein solcher Gott schien mir nicht gerecht und verdiente nicht das Prädikat, ein »Gott der Liebe« zu sein.

Hass

In diesen Tagen fühlte ich mich oft überfordert. Während abends die Kinder schliefen und Martinas Schmerzen durch Medikamente unterdrückt waren, begann ich eine halbe Flasche Whisky mit Cola zu trinken, um einfach auf diese Weise der Welt der Sorgen und Probleme zu entfliehen. Oftmals sah ich mir auch Videofilme an, die viel mit brutaler Gewalt zu tun hatten. Dabei wurden meine Hassgefühle dem Arzt gegenüber – der damals scheinbar versagt hatte – so groß, dass ich schließlich beschloss, ihn dafür zur Rechenschaft zu ziehen.

Gerichtlich hätte ich keine Chance, sagte ich mir – kein Arzt würde mich dabei unterstützen. Für mich wurde immer mehr klar: Wenn ein Arzt solche Fehler aus Oberflächlichkeit oder Gleichgültigkeit begeht, sollte man verhindern, dass so etwas wieder passiert. Das viele Leid, das durch diese Oberflächlichkeit entstanden war, schien mir je länger je mehr eine Rechtfertigung, diesen Menschen zu bestrafen. Ja, nach einigen Tagen sah ich es als meine besondere Mission an, diesen Arzt zu erschießen.

Ich erinnerte mich an die Bundeswehrzeit zurück, an die Schießübungen, die mir damals den Sonderurlaub einbrachten, und an die Munition, die ich unerlaubterweise mitnahm. Nur die Waffe fehlte noch. Aber auch da gab es eine Möglichkeit, denn ich hatte Beziehungen zu einem Soldaten der Waffenmeisterei und konnte auf diesem Weg in den Besitz einer Waffe kommen. Natürlich konnte das nur illegal geschehen und die Aktion kostete mich auch 2.000 DM.

Während dieser Zeit verschlechterte sich das Krankheitsbild Martinas immer mehr und gleichzeitig wuchsen meine Hilflosigkeit und meine Wut. Tagsüber ging ich zur Arbeit, um für einige Stunden Ablenkung zu bekommen.



Ein lieber Mitarbeiter von mir litt innerlich sehr mit und versuchte mich irgendwie zu motivieren und mir zu helfen. Er meinte, ein Onkel von ihm sei auch an Krebs erkrankt und fände in der Bibel Tag für Tag Trost und Kraft, sein Leid zu ertragen. Ich erwiderte ihm, dass ich mit Gott fertig sei und an einen solch grausamen Gott nicht glauben könne.

Die Rachegefühle in mir verstärkten sich und gewannen immer mehr Raum. Manchmal war es so, als würde eine innere Stimme mir zurufen:

»Du Feigling, du kannst so gut schießen – aber das Schwein, das deine Familie zerstört, lebt noch!«

An einem Samstag meldete sich Besuch an. Ein junges Ehepaar aus Martinas Verwandtschaft hatte Kontakt zu uns aufgenommen und sich immer wieder nach dem Zustand Martinas erkundigt. Jetzt sagte die Frau zu mir: »Mach dir wegen Martina keine Sorgen. Wir wissen, dass sie bald stirbt. Sei nicht traurig deswegen. Wir werden nach ihrem Tod kommen und ihren Geist zurückholen, wir haben die Macht dazu. Sie wird dann immer in deiner Nähe sein. Ganz bestimmt!«

Ihre Worte verunsicherten mich. Dass Martina bald sterben würde, war mir schon klar, aber die Vorstellung, ihren Geist zurückzuholen, erweckte sowohl Misstrauen als auch Hoffnung in mir. Später erfuhr ich, dass die Frau ein Medium war. Sie hatte im Urlaub auf einem Bauernhof an okkulten Sitzungen teilgenommen, wodurch sie Neugierde entwickelte, um tiefer in die Materie einzudringen, und wurde schließlich als Medium eingesetzt, um Totengeister zu beschwören.

Der Plan

Mein G3-Sturmgewehr war in Einzelteile von maximal 70 cm Länge zerlegbar. So passte es gut in eine Adidas-Tasche. Das Zerlegen und Zusammenbauen wurde bei der Bundeswehr

sehr oft trainiert. Am Tatort schnell zusammengebaut, war es die perfekte Waffe – mit guter Durchschlagskraft und Treffsicherheit. So blieb schließlich nur noch die Frage offen, wo und an welchem Tag ich den Plan in die Tat umsetzen wollte. Ich war mir sicher, dass ich als guter Schütze mein Ziel nicht verfehlen würde. Sollte es aber aus irgendeinem Grund nicht klappen, wollte ich mich selbst erschießen. Der Hass hatte mich mittlerweile voll im Griff und machte mich blind für alle möglichen und traurigen Folgen.

Dieser Hass auf den Arzt, den ich anklagte, durch seine Nachlässigkeit diese furchtbare Krankheit ausgelöst zu haben, beschäftigte so sehr meine Fantasie, dass ich einen exakten Plan entwarf, um diesen Mann zu töten. Ich wusste, in welchem Krankenhaus er arbeitete, besorgte mir auf Umwegen seinen Dienstplan und erfuhr so, dass er abends zwischen 19:30 Uhr und 20:00 Uhr nach Hause fuhr.

Das große Krankenhausgelände und die vielen Parkmöglichkeiten für Besucher und Ärzte waren kein gutes Gelände für meinen Plan. Auch die Rückzugsmöglichkeiten waren dort sehr ungünstig, es gab nur einen Zufahrtsweg und einen Abfahrtsweg sowie einen Fußweg und einen Radweg. Am Tag ungesehen zu entkommen, war fast unmöglich. Also schied diese Variante aus.

Bei nächster Gelegenheit machte ich die Wohn-Adresse des Arztes ausfindig. Noch am selben Tag schaute ich mir sein Haus und die Umgebung an. Er wohnte in einem Einfamilienhaus am Ortsrand, an einer Hauptdurchgangsstraße, wo alle paar Sekunden ein Fahrzeug vorbeifuhr. Rechts neben dem Grundstück war ein kleiner Bach oder Wassergraben sowie ein Grünstreifen von 30 Metern Breite. Hier standen auch einige Bäume sowie dichtes Gebüsch – und das sah Erfolg versprechend aus, zumal in der Nähe ein Fuß- und Radweg



war, der in drei verschiedene Richtungen gabelte. Das Gebüsch war so dicht gewachsen, dass eine dahinter befindliche Person weder von dem Weg noch von dem Grundstück eingesehen werden konnte.

Ich hielt mich dort eine Zeit lang auf und überlegte, wie mein Plan ablaufen sollte. In meinen Gedanken fuhr der Arzt auf das Grundstück, danach verließ er sein Auto und ging in Richtung Haustür. Auf dem Weg dorthin hatte ich nur zu seiner rechten Körperhälfte seitlich Sichtkontakt, das war nicht besonders günstig. Ich müsste also etwa auf halbem Weg zwischen Fahrzeug und Haus einen einzigen Schuss abgeben, etwa auf die Scheiben seines Wagens, damit er mir in einer Reflexbewegung einen Moment sein Gesicht zuwenden würde, um ein sicheres Ziel zu bieten. Ich dachte mir: »Das könnte so funktionieren.«

Auch die Rückzugsmöglichkeiten waren recht gut. Die Waffe zerlegen und in der Tasche verstauen würde nicht länger als 45 Sekunden dauern – dann schnell und unauffällig den Tatort über den Fußweg verlassen. Bis die Nachbarn begriffen hätten, was passiert war, und die Polizei mit der Fahndung begann, wäre ich sicherlich entkommen.

Das war der Plan ...

Der Tag der Vergeltung

Wieder war eine schreckliche Nacht vorbei. Immer häufiger wurde Martina von Schmerz-Attacken gepeinigt, während ich von meinen Plänen geplagt wurde, den Mann zu erschießen, der uns das meiner Meinung nach alles eingebrockt hatte. Was hielt mich bisher zurück? War es Unsicherheit, war es Angst oder war es einfach nur Feigheit?

An diesem Morgen nahm ich mir ganz fest vor, die »Vergeltung« nicht noch länger aufzuschieben – sie sollte am

selben Abend geschehen. Während der Mittagspause, als ich eine Stunde zu Hause verbringen konnte, bereitete ich alles vor und steckte noch zwei gefüllte Magazine mit Munition in die Tasche. Nach der Mittagspause hatte ich noch einige Kunden-Termine und wollte dann gegen 17:00 Uhr zurück sein und um 19:00 Uhr endgültig zur Tat schreiten.

Doch als ich um 17:00 Uhr zurück war, klingelte es an der Tür. Dort stand ein Versicherungsvertreter. Er sagte, er wolle mich gerne beraten, da ich doch vor einiger Zeit eine Versicherung abgeschlossen hätte, bei der es inzwischen einige Änderungsmöglichkeiten gebe.

Eine dumme Geschichte! Ich wollte ihn gleich an der Tür abwimmeln, da ich mit meinen Gedanken nun wirklich ganz woanders war. Aber irgendetwas veranlasste mich, ihn eintreten zu lassen.

Spürte dieser Mann etwas von den finsternen Gedanken, die in meinem Kopf herumschwirrten? Jedenfalls sprachen wir bald nicht mehr über Versicherungen, sondern er fragte mich ziemlich direkt, ob irgendwelche anderen Probleme in meinem Leben zu klären wären. Etwas verwirrt über diese plötzliche und unerwartete Frage vertraute ich ihm an, dass meine Frau todkrank sei und bald sterben würde.

Er ging mit mir ins Wohnzimmer, sah dort meine Frau und erkannte gleich die notvolle Situation. Auch sie erklärte ihm, dass sie nur noch kurze Zeit zu leben hätte. Meine Frau war gerade erst 24 Jahre alt und unsere Mädchen noch keine zwei Jahre.

Es verschlug ihm fast die Sprache; denn im Angesicht des Todes hören die meisten Diskussionen auf. Darauf schlug er wortlos seine Versicherungsmappe zu und sagte mir, für solche Fälle hätte er noch eine andere Tasche im Auto, und ging gleich los, um sie zu holen. Mir war völlig schleierhaft, was nun kommen würde.



Er kam sehr rasch zurück, holte aus seiner Tasche eine Bibel und einige kleine Karten mit verschiedenen Bibelsprüchen. Ich gab ihm mit Nachdruck zu verstehen, dass er gar nicht erst anfangen müsse, mich für das Christentum zu begeistern, denn mit diesem Gott, der vorgibt, der »liebe Gott« zu sein, sei ich längst fertig. Oder hätte er eine Antwort darauf, warum Gott es zulassen würde, dass in der Welt so viel Not und Leid herrscht? Und warum dieser »liebe Gott« dazu schweigt? Nein, an einen solchen Gott wollte ich auf keinen Fall glauben!

Doch er ließ sich nicht beirren und begann einige Bibelstellen zu zitieren wie: »Da ist keiner, der Gutes tut, auch nicht einer, alle sind abgewichen ...« Sein Kommentar dazu lautete:

»Wenn das nicht stimmen würde, müsste Ihr Name darin stehen, dass Sie der Einzige sind, der von Gott nicht abgewichen ist!«

»Das ist mir völlig egal. Ich habe mir nichts vorzuwerfen, war meiner Frau immer ein treuer Ehemann, gehe gewissenhaft meiner Arbeit nach. Ich versuche, ein guter Vater zu sein, und nun wollen Sie mir einreden, dass ich ein verlorener Sünder bin? Ich finde, dass Sie da eine sehr anmaßende Religion vertreten!«

Meine Wut und mein Frust kochten. Ich empfand dieses Gespräch als äußerst lästig und auch als eine Frechheit, mir in einer solchen Situation eine dermaßen arrogante Religion vorzustellen.

Das weitere Gespräch kam mir wie eine Achterbahn vor. Einigen Argumenten konnte ich nichts entgegensetzen und außerdem wurde ich sehr nervös, wenn ich auf die Uhr schaute. Die Zeit verstrich und mein Plan schien in Verzug zu geraten. Ich wurde immer wütender und unruhiger und sagte schließlich, dass ich noch wichtige Termine hätte und

das Gespräch beenden wolle. Als er endlich aufstand, um zu gehen, verabschiedete er sich mit den Worten:

»Bedenken Sie bitte, dass seit dem Sündenfall jeder Mensch zu einem Mord fähig ist!« Und beim Hinausgehen fügte er noch hinzu, indem er mir fest in die Augen schaute: »Und ich sage Ihnen, auch Sie sind zu einem Mord fähig!«

Das saß! Ich war wie vor den Kopf gestoßen!

Nachdem er endlich gegangen war, fühlte ich mich wie ein kleiner Junge, der von seinem Vater beim Stehlen seiner Geldbörse erwischt wurde. Die Worte dieses Mannes ließen mir keine Ruhe – ich fühlte mich ertappt und überführt. Die Mordpläne waren plötzlich wie ausgelöscht.

Vergebung macht frei!

Während der Vertreter in seinem Auto davonfuhr, ging ich benommen die Treppe hoch in mein Zimmer und suchte nach meiner Luther-Bibel, die ich vor vielen Jahren als Konfirmand bekommen hatte. Allerdings wusste ich nicht, wo ich sie aufschlagen sollte. Vorne, hinten – oder besser in der Mitte? Ich musste mir eingestehen, dass ich viel zu wenig über den Inhalt der Bibel wusste, um eine Entscheidung treffen zu können.

Während der Zeit meiner Konfirmation hatte ich einmal mit Interesse das Johannes-Evangelium gelesen. Es war damals für mich eine spannende Geschichte über Jesus, den Sohn Gottes. Aber der Ausgang dieser Geschichte war für mich ein Beweis dafür, dass dieser Jesus nicht der Sohn Gottes war. Bestenfalls ein außergewöhnlich guter Mensch, mit hervorragenden Eigenschaften.

Die unfassbare Tatsache, dass Gott die Kreuzigung seines vermeintlichen Sohnes zuließ, war für mich zu jener Zeit der Grund, mit dem Lesen der Bibel aufzuhören. Sollte ich



jetzt vielleicht noch einmal aufmerksam dieses Evangelium lesen?

So begann ich in der Bibel zu blättern, um das Johannes-Evangelium zu finden. Ich stoppte, als ich beim Blättern der Seiten auf einmal auf folgenden Text aufmerksam wurde:

»... richtet nicht, und ihr werdet nicht gerichtet werden; urteilt nicht, und ihr werdet nicht verurteilt werden. Lasst los, und ihr werdet losgelassen werden« (Lukas 6,37).

Diese Worte begriff ich sofort, denn sie spiegelten meine inneren Probleme wider. Den Arzt, welchem dieser unglückliche Fehler unterlaufen war, hatte ich in meinem Herzen bereits zum Tod verurteilt – und ich selbst wollte das Urteil vollstrecken.

Ich war in Hass und Mordplänen gefangen und nur eine Vergebung, die aus der Tiefe meines Herzens kam, würde mich in die Freiheit führen. Immer wieder habe ich diese Worte gelesen und darüber nachgedacht. Schließlich begannen sie in meiner Seele wie eine wunderbare Medizin zu wirken.

Beeindruckt von diesen Aussagen fand ich schließlich das Johannes-Evangelium und die Worte aus Johannes 8,32-36 sprangen mir in die Augen:

»... und ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen ... wer die Sünde tut, der ist der Sünde Knecht ... wenn euch nun der Sohn frei macht, so seid ihr wirklich frei.«

Diese Worte zündeten ein Licht in meiner Seele an. Eigenartigerweise verschwanden nun auch meine Hassgefühle, und da ich meinen ursprünglichen Plan nun endgültig verworfen hatte, nahm ich meine Waffe und warf sie in die Weser, bevor sie noch in unbefugte Hände geraten konnte. Da der Privatbesitz einer solchen Waffe in Deutschland verboten ist, fiel es mir nicht so schwer, mich von ihr zu trennen.

Eine neue Kraftquelle

Von nun an wurde die Bibel für mich eine Quelle, aus der ich Kraft tanken konnte. Die täglichen Probleme wurden dadurch zwar nicht weniger, aber meine Ohnmacht und Hilflosigkeit Martinas Krankheit gegenüber wurden durch das Lesen der Bibel erträglicher.

Ich staunte immer wieder neu, welche Kraft und Schönheit von diesen einfachen Worten der Bibel ausgingen. Beim Lesen wurde mir deutlicher, welcher gewaltige Unterschied zwischen der Bibel und allen anderen Büchern, die ich bisher gelesen hatte, bestand. In keinem anderen Buch konnte ich Kraft für die täglichen Anforderungen des Lebens in meiner Situation finden. Allein die Tatsache, dass ich frei wurde von dem zwanghaften Drang, diesen Arzt zu töten, verdankte ich der Bibel.

So gewann ich immer mehr Vertrauen zu dem Autor dieses Buches, den ich in meinem bisherigen Leben ignoriert hatte. Mein ganzes unlogische Verhalten wurde mir bewusst: nicht an Gott zu glauben, aber ihn dennoch auf die Anklagebank zu setzen für das Schicksal, das Martina und ich erleiden mussten.

Sterbehilfe

Unser Hausarzt, der uns in den vergangenen Wochen treu und zuverlässig geholfen hatte, Martina zu betreuen, machte Urlaub. In den beiden Wochen kam ein junger Arzt als Vertretung zu uns, der sehr motiviert war. Er konnte Martinas Schmerzen durch eine hohe Dosierung gut unter Kontrolle bekommen. Aber eines Nachts bekam sie unverhofft wieder starke, krampfartige Schmerzen an der Wirbelsäule. Der Arzt kam sofort und schob eine weitere Injektion nach, die



etwas Linderung verschaffte, sodass sie einschlafen konnte. Bei dieser Gelegenheit fragte mich der Arzt, ob ich mir schon einmal Gedanken in Bezug auf Sterbehilfe gemacht hätte, denn in diesem Fall wäre das sicher ein Segen für die Patientin. Ich erklärte ihm, dass Martina bereits mit mir darüber gesprochen und mich gebeten hatte, dafür zu sorgen, dass sie nicht mehr aus dem Schlaf aufwachen würde.

Er meinte, dass dieser Moment jetzt gekommen sei. Mit meiner Einwilligung spritzte er dann ein sehr starkes Beruhigungsmittel, das durch die Wechselwirkung mit dem Schmerzmedikament zur Folge haben sollte, dass ihre Lunge verkrampft und Martina schmerzlos ersticken würde. Doch zu unserer Verwunderung passierte nichts. Sie schlief ganz ruhig weiter, als wäre nichts geschehen. Der Zeitpunkt ihres Todes war noch nicht gekommen.

Tage später klingelte um 6:45 Uhr wie üblich der Wecker. Martina schlief noch neben mir, nachdem der Notarzt in der Nacht wieder ein starkes Medikament gegen die Schmerzen gespritzt hatte. Als ich mit den Frühstücksvorbereitungen fertig war, hörte ich einige Geräusche aus dem Schlafzimmer. Martina war wach geworden und rief nach mir. Sie sagte, dass es so nicht mehr weitergehen könne. Die Schmerzmittel würden nicht mehr wirken und nun wäre die Zeit für die Krankenhaus-Einweisung gekommen, die der Hausarzt für diesen Fall empfohlen hatte.

»Bevor du gleich zur Arbeit gehst, hole doch bitte die beiden Mädchen und lege sie zu mir ins Bett, damit ich von ihnen Abschied nehmen kann.«

»Abschied nehmen?«, fragte ich total entsetzt.

»Ja, ich weiß, die Schmerzen werden von Tag zu Tag schlimmer, wir schaffen das hier nicht mehr. Wenn ich in die Klinik muss, wird es für mich kein Zurück mehr geben. Wir

brauchen uns nichts vormachen. Also, bevor du gehst, hol mir bitte die Kinder!«

Diesen Wunsch konnte ich ihr natürlich nicht abschlagen. So ging ich schweren Herzens ins Kinderzimmer, holte die beiden schlafenden Mädchen aus ihren Betten und legte sie behutsam zu Martina ins Bett.

Am frühen Abend desselben Tages setzten die Schmerzschübe wieder ein – jedoch eher noch heftiger. Ich rief unseren Hausarzt an, der dann auch sehr schnell kam, um ihr durch eine erneute Injektion Linderung zu verschaffen. Keine zwei Stunden später ließ die Wirkung allerdings schon wieder nach, offenbar entwickelten diese Schmerzen eine neue Dimension der Qual.

Als der Hausarzt wieder kommen musste, meinte er, dass er nicht damit gerechnet habe, dass die Wirkung so schnell nachlasse. Er war der Überzeugung, dass es jetzt an der Zeit sei, eine sofortige Einweisung in die Klinik vorzunehmen. Dort gebe es bessere Möglichkeiten, die Schmerzen zu lindern. Dem stimmten wir beide zu, denn wir sahen, wie ohnmächtig er sich dieser Problematik gegenüber fühlte.

Eine Stunde später war der Krankenwagen da, um sie in die Klinik zu bringen. Die beiden Rettungssanitäter legten Martina auf eine Trage und machten sich auf den Weg vom Schlafzimmer durch den Flur Richtung Krankenwagen. Von den Geräuschen wach geworden, kamen plötzlich die beiden Mädchen aus dem Kinderzimmer, sahen ihre Mutter auf der Trage liegen und wollten zu ihr.

Als Martina ihre beiden Mädchen sah, drehte sie sich um, als wollte sie nichts mehr mit den Kindern zu tun haben. Der Weg bis zum Krankenwagen schien unendlich lang zu sein und ihre Blicke richteten sich teilnahmslos gen Himmel – die ganze Zeit aber liefen ihr unaufhörlich die Tränen über die Wangen ...